

Die Ferienwanderungen der Rheinfelder Schulen 1963

Autor(en): **Brogle, Annamarie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rheinfelder Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): - **(1963-1964)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-895005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Ferienwanderungen der Rheinfelder Schulen 1963

Vorletztes Jahr wurde in Rheinfelden nach jahrzehntelangem Unterbruch von zwei Lehrern erstmals wieder eine Ferienwanderung durchgeführt. Mit 17 unternehmungslustigen Kindern der obern Schulstufen zogen sie über die Tannalp nach Meiringen, nach Grindelwald, aufs Faulhorn, zuletzt bis an den Thunersee. Dieses Lager gefiel den Kindern und Leitern so sehr, dass spontan eine Fortsetzung beschlossen wurde. Die letztjährige Anmeldung ergab eine Beteiligung von 37 Kindern, so dass die Leiter sich entschliessen mussten, das Lager in zwei getrennten Gruppen durchzuführen, die mit zweitägigem Abstand von Chur bis ins Oberengadin marschierten.

Die Wanderlust ist also noch nicht ausgestorben; unsere Jungen wissen noch vom beglückenden Gefühl, das einen nach erlebnisreichem Marsch am Abend beim gemeinsamen Singen erfüllt. Gewiss — jeden Morgen braucht es eine kleine Selbstüberwindung, sich den Rucksack auf den Rücken zu schwingen, in der Morgensonne bergauf zu stapfen und im Nacken die ersten Schweisstropfen zu spüren. Aber die Spannung auf neue Erlebnisse, der nächste Brunnen, an dem ein Kessel frisches Zitronenwasser angerührt wird, und vor allem das Abkochen zwischen zusammengetragenen Steinen auf einer Alp lassen jede Mühsal vergessen. Auf welcher Autoreise könnten so nachhaltige Eindrücke aufgenommen werden wie auf einer solchen Fusswanderung?

Der dritte Tag auf der letztjährigen Reise war Ruhetag in Arosa — aber nicht in Hotelnähe, sondern unten am Wildbach. Die Buben stellten sich bis zu den Knien ins kalte Wasser und bauten mit schweren Steinbrocken eine Staumauer, bis die Strömung so stark wurde, dass ihnen sogar die erwachsenen Begleiter zu Hilfe kamen. Ein junger Naturforscher entdeckte im lichten Auenwald einige Frauenschuhblüten und das fliegenfressende Fett-

kraut. Die ganze Schar umringte die seltenen Gewächse mit solchem Staunen, dass ein Pflückverbot ganz überflüssig wurde. Welche Spannung weckten die ersten Murmeltierpfeife am Urdener Fürkli und auf der Lenzerheide, und wie gross war die Freude beim Aufstieg zur Forcellina, als ein Murmeltierpaar einen Steinwurf unter uns ein drolliges Spiel aufführte, wobei uns der Murmelvater hochaufgerichtet von Zeit zu Zeit misstrauisch beobachtete.

Noch so vieles wäre zu berichten: Die Suppe in Juf, die in Ermangelung von Holz mit einem Stück getrocknetem Schafmist gekocht wurde; der Ausflug an den kristallklaren Cavlocsee und vor allem der Schlussabend in der Jugendherberge St. Moritz, wo uns ein mit Schottenrock bekleideter Kanadier auf seinem Banjo rassige Volkstänze vorspielte und uns beim Singen begleitete.

Von der diesjährigen Wanderung über die vordersten Ketten des Neuenburger und Waadtländer Juras berichten Ihnen im Anschluss an meine einleitenden Worte einige der beteiligten Schüler in freiwilligen Aufsätzen. Ich möchte aber vorher noch etwas über meine Erfahrungen bei der Vorbereitung und Durchführung von Schülerwanderungen sagen.

1. Routenwahl, Dauer der Wanderung und Teilnehmerzahl

Die Route kann nicht sorgfältig genug ausgewählt werden. Sobald man sich über das Wandergebiet geeinigt hat, sind die Unterkunftsmöglichkeiten ausfindig zu machen, das heisst etwa zwei Dutzend Anfragen und Bestätigungen zu schreiben. Natürlich dürfen die Herbergsorte nicht weiter als sechs, höchstens sieben Stunden auseinander liegen, denn sonst verleidet man den Kindern das Wandern.

Ein intensives Kartenstudium ist unerlässlich, denn nur so kann die Marschzeit richtig berechnet werden. Vor allem sind die zum Teil beträchtlichen Steigungen zu berücksichtigen. Es hat sich gezeigt, dass bei normalem Sommerwetter das Wandern zwischen 1400 Meter bis 2000 Meter über Meer am angenehm-



Mittagsrast im Waadtländer Jura

sten ist. In grössern Höhen liegt anfangs Juli gewöhnlich noch Schnee, der uns vor allem 1962 stark behinderte.

Wichtig ist, wie am ersten Wandertag marschiert wird: Beginn in der Tiefe, langsames Steigen, ausgiebige Ruhepausen. Der kindliche Körper ermüdet bald, erholt sich aber erstaunlich rasch. Oft spielten nach den anstrengendsten Wandertagen Knaben und Mädchen abends wieder fröhlich Völkerball. Nach zwei, höchstens drei Wandertagen ist ein Ruhetag einzuschalten, wenn möglich an einem Ort mit Badegelegenheit. Wer zehn Tage zu Fuss im Gebirge ist, hat zwischenhinein das Bedürfnis, wieder einmal ins Tal, in eine grössere Ortschaft zu kommen, um Proviant zu kaufen und vor allem, um die schmutzige Wäsche gegen frische, von daheim nachgeschickte, auszutauschen. — Es hat sich gezeigt, dass die Wanderungen nicht über zehn Tage ausgedehnt werden sollten. Nach zehn Tagen macht sich, trotz den Ruhetagen, eine gewisse Ermüdung bemerkbar — und auch das schönste Zigeunerleben kann einem mit der Zeit verleiden.

Spürbar war diesmal, im Vergleich zu den Vorjahren, die vermehrte Teilnehmerzahl. 46 Kinder, das heisst 23 in einer Abteilung, sind etwas viel für eine solche Wanderung, der Gemeinschaftsgeist entwickelt sich mühsamer. Meiner Meinung nach sollten pro Gruppe nicht mehr als 20 Schüler mitkommen, sonst gleicht das ganze Unterfangen allzu stark einer verlängerten Schulreise.

2. Unterkunft und Verpflegung

Mit Ausnahme von drei Nächten schliefen wir auf der diesjährigen Wanderung immer in Jugendherbergen (SJH). Auf dem Chasseral und dem Chasseron übernachteten wir in den Gipfelhotels (Berghäuser) und zahlten im Vergleich zu den Jugendherbergen pro Kind etwa Fr. 2.— mehr. Für den minimalen Preis von Fr. 1.10 bis 1.50 pro Nacht bieten die Jugendherbergen ein einfaches, sauberes Lager auf Federmatratzen.

Ganz schlecht und erst noch teuer war die Unterkunft in Le Sentier (Joux-Tal), die uns vom dortigen Kur- und Verkehrsverein empfohlen worden war. Nach einem wenig einladenden



Auf dem Neuenburgersee

Nachts schliefen wir auf stark beschmutzten Strohsäcken über einem lärmigen Spielsalon. Da wir am Samstagabend spät dort angekommen waren, konnten wir das Haus nicht mehr wechseln. Wir verliessen am nächsten Morgen diese ungastliche Herberge und änderten das Programm, indem wir direkt nach Le Sentier marschierten. Auch solche Erfahrungen müssen gemacht werden! Dafür benützte die zweite Gruppe auf unsern Rat hin dieses Haus nicht mehr.

Das Mittagessen bereiteten wir, mit Ausnahme des letzten Tages, immer selber zu, indem wir in den mitgebrachten Kesseln Suppe, Teigwaren und Tee kochten, hin und wieder sogar Fleisch brieten, und dazu viel Früchte, Käse und Brot assen. Das Nacht- und Morgenessen hingegen liessen wir an den Unterkunftsorten zubereiten, weil wir nach einem langen Marsch einfach zu müde waren, um noch selber zu kochen.

3. Ausrüstung und Hygiene

Nur in gutsitzenden, hohen Schuhen und mit einem bequemen, nicht allzu grossen Rucksack am Buckel ist das Wandern ein Vergnügen. Heute gibt es herrlich leichte, biegsame Wanderschuhe, die den schweren, unflexiblen Skischuhen vorzuziehen sind. Das sogenannte Wildleder hat sich im taufrischen Gras und vor allem im Sommerschnee nicht bewährt, da es trotz der Imprägnierung die Feuchtigkeit bald wie ein Schwamm aufsaugt. Natürlich hat jedes Kind einen Regenschutz, warme Kleider und Ersatzwäsche bei sich. Wichtig sind auch persönliche Medikamente, zum Beispiel gegen Herzschwäche oder Asthmaanfälle. Als Leiter benötigte ich immer einige Meter Dermoplast: am Abend werden damit die kranken Füsse derjenigen Schüler geflickt, die eine zu wenig abgehärtete Haut haben. Am Morgen bringt jedes seine frischen Socken, die mit Formalinpuder bestreut werden. Gegen den Schluss der Lager klagten auch die Empfindlichsten nicht mehr über ihre Füsse. Überhaupt war die Gesundheit der Kinder auf allen Wanderungen gut; schlimme Unfälle blieben uns glücklicherweise erspart.

4. *Finanzielles*

Pro Kind standen uns, nach Abzug der Ausgaben für die Leiter, Fr. 130.— zur Verfügung. Der maximale Elternbeitrag war wieder auf Fr. 80.— festgelegt worden. Nur ganz wenige Familien zahlten aber diesen Höchstbetrag. Auch die paar Kinder aus vermöglicheren Familien wurden somit von der Gemeinde mit mindestens Fr. 50.— unterstützt.

Die Aufwendungen für die 46 Kinder und 6 Begleiter ergeben folgendes Bild:

Kredit laut Beschluss der Ferienversorgungskommission 6500.—

Ausgaben:

Versicherungen	130.—
Billette, Bahn und Autobus	850.—
Halbpensionen, JH und Gasthäuser	3300.—
Mittagessen und Zwischenverpflegungen	1300.—
Eintritte, Trinkgelder, Porti, Telefon	100.—
Medikamente, Verschiedenes	50.—
Auslagen für die Leitung	450.—
Zurück an die Stadtkasse	320.—

Total	6500.—

Auf unsern Routen haben wir immer wieder Leute angetroffen, die grosses Interesse an unsern Wanderungen zeigten und es bedauerten, dass in ihrer Gemeinde für die Kinder nichts Ähnliches organisiert wird. Wir danken der Ferienversorgungskommission, der Schulpflege und der Gemeindebehörde, dass sie den Kindern solch unvergessliche Erlebnisse ermöglichen und dass sie uns nicht nur finanziell, sondern auch moralisch unterstützen. Danken möchte ich aber auch den Leitern und Begleitern, Fräulein Nolze und meiner Frau, den Herren Münzner, Seiler und Zemp, und dem Leiter der ersten Ferienwanderung, Herrn Näf, für ihre grosse Arbeit im Dienste der Jugend.

A. Meister, Rheinfelden

Der erste Tag unseres Wanderlagers im Jura

Kurz vor der Abreise ins Wanderlager schnallte ich noch das zusammengenähte Leintuch, das jetzt als Schlafsack dienen sollte, und die Wolldecke auf den Rucksack, sollten wir doch die erste Nacht im Heu verbringen. Dann half mir mein Vater beim Anziehen des nicht gerade leichten Rucksacks. Ich verabschiedete mich von meinen Eltern und Geschwistern.

Wir fuhren mit dem Zug über Delémont nach Biel. Von dort aus wanderten wir durch ein Naturschutzgebiet, nämlich durch die romantische Taubenlochschlucht. Unter den Felsvorsprüngen kauerten überall schneeweisse Tauben. In der Mitte der ziemlich engen Schlucht sprudelte ein munterer Bach. Eine feuchte, kühlende Luft umhüllte uns. Nach der Schlucht nahmen wir auf einem ausgedehnten freien Feld am Fusse einer Bergkette, zu der auch der Chasseral gehört, unser Mittagessen ein. Wir Knaben spielten mit welschen Buben Fussball. Doch weiter mussten wir. Das Schwerste des heutigen Tages, nämlich die Besteigung des Chasseral, hatten wir noch vor uns. Der Pfad zum Gipfel war sehr steil und kostete uns manchen Schweisstropfen. Auch mussten wir fast auf dem ganzen Pfad über grosse, in die Felsen gehauene Stufen steigen, und wir waren am Ende unserer Kräfte, als wir das Hôtel du Chasseral in nächster Nähe auf dem Bergkamm erblickten. Auf einem kleinen Hügel vor dem Hotel nahmen wir das «Zvieri» ein. Die Leiter veranstalteten nach dem Essen ein Wettrennen ohne Rucksack um den Preis einer Tafel Schokolade. Im Berghotel ereilte uns eine freudige Nachricht. Die Schulklasse, welche im Hotel hätte schlafen sollen, blieb aus, und so konnten wir ihr Matratzenlager einnehmen und mussten die Nacht nicht im Heu verbringen. Die Schlafsäcke und Wolldecken, die wir mühsam mitgetragen hatten, nahm ein Rheinfelder Ehepaar, das zufälligerweise gerade dort in den Ferien weilte, mit dem Auto zurück nach Rheinfelden. Nach dem wohlthuenden warmen Nachtessen gaben uns die Leiter bekannt, dass wir einen bunten Abend durchführen würden. Wir verbrachten ihn mit Spielen, Singen und Erzählen. Um zehn Uhr zogen wir uns ins Matratzenlager zurück, aber es dauerte noch eine Weile, bis der Schlaf sich unser bemächtigte.

Peter Zbinden

Wasser ist rar im Jura

Im Wanderlager auf der Strecke Neuenburg—Yverdon wurde abgekocht. Ein Leiter entdeckte plötzlich eine schöne Wiese am See. Er sagte: «Das ist günstig.» Die schweren Rucksäcke wurden abgestellt. Gleich bekam jeder seinen Befehl. «Markus, Max und Peter, ihr besorgt das Wasser für die Suppe!» Wir drei gingen an die Arbeit. Wir nahmen die zwei grösseren Kochkesel mit. Durch das Gestrüpp erreichten wir eine Fischerhütte. Dort fachte eben ein Fischer ein Feuer an. Wir fragten ihn: «Haben Sie etwa Wasser?» Er sprach gebrochen deutsch: «Nein, wir nehmen das Wasser, das wir brauchen, aus dem See.» Max sagte: «Das ist doch nicht gesund.» —

«Wenn man es heiss kocht, macht es nichts mehr», war seine Antwort. Wir verabschiedeten uns und nahmen kein Wasser. Markus fragte den Lehrer, ob man das Wasser aus dem See nehmen dürfe. Er lehnte es ab. Weit und breit war kein Haus, nur etwas weiter oben führte die Eisenbahn vorbei. Herr Seiler sprach zu uns: «Sucht den nächsten Bahnhof!» Wir zottelten wieder davon. Über einen staubigen Weg kamen wir aus dem Wald. Wir konnten den Giebel eines Hauses erkennen. Es zeigte sich, dass es der Bahnhof war. Als wir die Unterführung erreicht hatten, war es nicht mehr weit. Auf einmal kläffte ein Hund, der hinter dem Bahnhof angekettet war. Wir fragten den Bahnhofsvorstand, ob er Wasser habe. «Ich will schauen», erwiderte er. Er zeigte uns den Wasserhahn. Ich drehte auf. Zuerst tönte es, als ob zehn Geister in der Röhre wären, doch endlich sprudelte Wasser heraus. Das klare Nass füllten wir in die Kessel. Mit bestem Dank verabschiedeten wir uns. Wir schleppten die Kessel an den Lagerplatz. Bald gab es daraus eine verdiente Suppe: Das war ein schöner Auftrag. Peter Hirsbrunner

Vom Chasseron bis Le Sentier

Samstagmorgen. Die meisten sind schon wach, nur ein paar schlafen noch in den Betten des Hotels Chasseron. Da tönt Herrn Meisters Stimme von der Türe her: «Guten Morgen! Habt ihr gut geschlafen? Aber jetzt aufstehen, es ist Zeit!» Nun kommt Leben in das Zimmer. Auch die Siebenschläfer erwachen nach und nach. Alle suchen nach Pullovern, Socken und anderen Dingen. Damit es kein allzugrosses Gedränge gibt, ziehen sich die einen an, währenddem sich die andern waschen gehen. Waschen ist zwar ein wenig zuviel gesagt, denn von den drei Hähnen funktioniert bloss einer. Bald wird zum Morgenessen gerufen. Nachdem wir mit gutem Appetit gegessen haben, besammeln wir uns vor dem Haus. Über der Ebene liegt immer noch Nebel. Die Wetteraussichten sind nicht gerade verlockend. Endlich sind wir alle beisammen, und wir können losziehen. Es geht über taunasse Wiesen bis nach St-Croix, wo wir ein Züglein besteigen. Wir fahren bis nach Six Fontaines. Als wir auf der kleinen Station aussteigen, merken wir, dass es regnet. Ein paar ziehen schon den Regenschutz an. Wir wandern durch den Wald weiter. Bei einem Halt müssen auch die übrigen den Regenschutz anziehen. Der Himmel ist grau verhängt, und von den Bäumen tropft es herunter. Doch unserer Stimmung kann das nicht viel anhaben, und wir wandern frohgemut weiter, denn bis dahin hat es ja noch nie geregnet, und ein bisschen Regen gehört doch dazu.

Bei einer Waldhütte nehmen wir eine Zwischenverpflegung, Schokolade und Brot, zu uns. Die Knaben streifen durch den Wald und kommen mit Knochen in den Händen zurück. Die Leiter schauen sich den Fund an und erklären, es sei der Kiefer eines Wildschweins. Ein Teil der Knochen wird zurückgelassen, doch die grossen Hauer werden als Erinnerung mitgenommen.

Unter der Führung der ältern Knaben geht es weiter. Es regnet jetzt nicht mehr, und das Wetter hellt sich allmählich auf.

Wir suchen einen geeigneten Platz für die Mittagsrast und finden ihn auf einer Baustelle. Ein abgelegenes Haus ist scheinbar abgebrannt und wird wieder aufgebaut. Alle errichten sich aus Bausteinen eine möglichst bequeme Sitzgelegenheit. Gut ausgeruht, machen wir uns am Nachmittag wieder auf den Weg. Unser Ziel ist Vallorbe, von wo wir dann per Bahn bis nach Le Sentier fahren.

Vor Vallorbe beginnt es wieder zu regnen, und wir sind froh, dass wir unser Ziel erreicht haben. Doch unser Zug fährt erst etwa in zwei Stunden, und so begeben wir uns noch ins Städtchen, wo wir in einem Tea-Room eine Erfrischung einnehmen.

Es fängt schon an zu dunkeln, als wir uns Le Sentier nähern. Vom Bahnhof aus erreichen wir nach kurzer Wanderung unser Nachtlager. Wir freuen uns auf den morgigen Ruhetag; doch wir freuen uns umsonst. In dem Haus, in dem wir übernachten müssen, ist alles so schmutzig, dass unsere gute Stimmung ziemlich gedämpft wird. Man kann nicht gerade sagen, dass wir mit gutem Appetit gegessen haben. Die Leiter unterhalten sich miteinander, und dann teilt uns Herr Meister mit, dass wir hier nur übernachten und morgen weiterwandern werden, worüber wir sehr erfreut sind.

Bald ziehen wir uns in unser Zimmer zurück. Nachdem wir uns noch ein wenig unterhalten haben, gehen wir schlafen. Trotz den schmutzigen Matratzen schlafen wir gut, und als wir am Morgen erwachen und sehen, dass draussen ein strahlender Tag anbricht, ist unser Unmut über das wenig einladende Nachtlager verschwunden.

Hedi Schneider

Im Wanderlager

Am achten Tag unserer Wanderung erreichten wir Vallorbe. Hier bezogen wir unser Quartier, eine modern eingerichtete Militärkaserne. Sobald wir unsere Sachen ausgepackt und geordnet hatten, durften wir baden gehen. Das Schwimmbad lag nicht weit von der Kaserne entfernt. Wir waren kaum einige Sekunden da, und schon stürzten sich die ersten ins Wasser. Es war angenehm warm. Um sechs Uhr kehrten wir in unser Lager zurück. Wir hängten unsere Badehosen auf. Dann begaben wir uns zum Restaurant «Bahnhof». Dort nahmen wir das Nachtessen ein. Nach dem Essen unternahmen wir einen Spaziergang durch das Dorf. Vor einem Haus entdeckten wir einen Aargauer Wagen. Wir setzten uns kühn in den Garten und sangen das Aargauerlied «Im Aargau sind zwei Liebi». Aber niemand meldete sich. Da verzogen wir uns und spazierten langsam ins Nachtquartier zurück. Morgens um acht Uhr war Tagwache, um neun Uhr Morgenessen. Nachher holten wir unsere Badesachen und marschierten an den Lac de Joux. Der Weg führte durch eine wildromantische Gegend. Nach anderthalb Stunden erreichten wir Le Pont. Am Bergsee konnte man Pedalos mieten. Die Leiter

mieteten zwei Boote für eine Stunde. In jedes Boot konnten zwei Kinder sitzen. Jede Gruppe durfte zehn Minuten lang auf dem See herumfahren. So verging der Tag nur zu schnell. Die Bahn führte uns in einer grossen Schleife wieder nach Vallorbe. Während der Fahrt bestaunten wir die Jurawälder und -weiden. Fräulein Nolze, unsere tüchtige Köchin, machte mit ein paar Mädchen zusammen ein gutes Birchermüesli. Nach dem Essen hatten wir Gelegenheit, etwas für den bunten Abend vorzubereiten. Erst um zehn Uhr schlüpfen wir in die Federn. Ja, es waren wirkliche, herrliche Betten! Am andern Tag standen wir um acht Uhr auf, packten unsere Sachen und sangen vor der Kaserne noch ein Abschiedslied. Bald entführte uns der Zug aus Vallorbe, wo wir zwei herrliche Tage verleben durften.

Peter Giovanelli

Der falsche Weg

In unserem Programm stand geschrieben: Sonntag, Ruhetag! Schon die ganze Woche hatten wir uns auf diesen Tag gefreut, hatte er doch versprochen, recht interessant zu werden. Es war nämlich beabsichtigt gewesen, diesen Tag in Le Sentier zu verbringen, wozu sich dieser Ort angesichts seiner Lage am Lac de Joux vortrefflich geeignet hätte. Doch der Unterkunft wegen, die den Schönheiten der Umgebung nicht entspricht, zogen wir es vor, den Ruhetag in einen weiteren Marschtag umzugestalten. Aus diesem Grunde mussten wir die Verpflegung bis zum Abend, ausgenommen das Morgenessen, das wir noch in Le Sentier bekamen, mitnehmen. Das Fleisch — es waren Plätzchen — verstaute Mario in seinem Kochkessel. Dazu kauften wir noch Früchte und fünf Laibe Brot, von denen einer seinen Platz auf meinem Rucksack fand. Um acht Uhr holte uns dann ein Car ab, um uns auf den Col du Marchairuz zu führen. Von dort aus waren wir auf unsere Marschtüchtigkeit angewiesen; denn unser Weg ging nun abwechselnd über Weiden und durch Wald. Letzteres kam uns sehr gelegen, denn der Himmel war wolkenlos, was bedeutete, dass es nebst einem schönen auch einen recht warmen Tag geben musste.

Nach einiger Zeit wurde eine kurze Rast eingeschaltet, die, ich weiss nicht, wem ich die Schuld zuschieben soll, fünf Teilnehmern des Wanderlagers zum Verhängnis wurde. Zu dieser Zeit hatten Thomas und ich — wir bildeten mit Annemarie, Beatrice und Peter, die uns mit einem Abstand von zwanzig Metern folgten, die Vorhut — einen Vorsprung von zirka siebenzig Metern auf die Hauptmacht. Dass wir aber dennoch mit ihr in Verbindung standen, erklärt die Tatsache, dass wir die uns zukommenden Rübchen holten, die ziemlich weit hinter uns verteilt wurden.

Zehn Minuten später marschierte die ganze Gesellschaft wieder weiter. Thomas und ich, später auch die drei uns einholenden Verfolger, waren gleich wieder in ein Gespräch vertieft, dessen Thema, ich erinnere mich noch ganz genau, «Schulnoten» hiess.

Unser Weg machte bald einen grossen Bogen. Allerdings wurde die Richtung, die wir bis anhin innegehabt hatten, von einem Fussweglein fortgesetzt, dem wir aber doch, was sich als ein ebenso dummer wie nachlässiger Fehler entpuppen sollte, den breiteren Weg vorzogen, und dies eigentlich nur darum, weil er *deutlich* als Wanderweg markiert war. In Wirklichkeit ging unser Weg nach Osten, und St-Cergue lag südlich von uns, was jedoch niemandem von uns einfallen wollte. Nach einiger Zeit machte dann doch jemand die nicht gerade erfreuliche Feststellung, dass wir weit und breit die einzigen Fussgänger waren. Unser Erstaunen wurde aber nicht geringer, als sich nach fünf Minuten Wartezeit noch immer kein bekanntes Gesicht erblicken liess. Wir begannen zu pfeifen und zu rufen. Die erhoffte Wirkung blieb aber aus. Statt dessen erschien ein Herr, welcher in der Nähe seinen Wohnwagen parkiert hatte. Er sprach deutsch, was natürlich die Gelegenheit, unsere Französischkenntnisse zu erweitern, zunichte machte, worüber wir uns aber weiter nicht ärgerten, sondern unserem neuesten Bekannten unsere Herkunft und das Ziel unseres Wanderlagers anvertrauten. Er seinerseits zeigte uns auf Annamaries Karte, die uns noch gute Dienste leisten sollte, unseren Standort, der, wie uns klar wurde, im Wald oberhalb der Talebene, die sich zum Genfersee hinstreckte, zu suchen war, sich jedoch auf dem direkten Weg vom Col du Marchairuz nach St-Cergue nirgends finden liess. Dass wir sprachlos waren, bedarf meines Erachtens keiner weiteren Erklärung. Doch ich weiss nicht, ob es gerade unser erstauntes Verhalten war, das den freundlichen Herrn bewegen mochte, uns zum Mittagessen einzuladen, was wir aber, ich würde es heute offengestanden nicht mehr tun, ablehnten; denn schliesslich galt es jetzt eine Antwort zu finden auf die Frage: «Was weiter?» Zurückzugehen erschien uns zwecklos, wären wir doch in einen zu grossen Rückstand geraten, und ausserdem war uns noch immer nicht bewusst, wo wir vom richtigen Weg abgekommen waren. Somit blieb als einzige Lösung, weiterzugehen, was auch unverzüglich ausgeführt wurde. Der Weg wand sich in grossen Kurven, die man als Fussgänger zu meiden pflegt, dem Tal, das heisst der Ebene zu, deren Beginn ungefähr mit dem Ende des Waldes zusammentrifft. Von da aus war es ein leichtes, den Weg nach St-Cergue zu finden, ging es doch, nachdem die Richtung um 90 Grad nach rechts gewendet worden war, erst ein Stück weit dem Waldrand und anschliessend bis ins Ziel der Hauptstrasse entlang, was, laut Wegweiser, in drei Stunden zu schaffen war. Dass wir aber nach drei Stunden, also um halb vier Uhr, noch nicht in St-Cergue waren, war auf die Mittagsrast zurückzuführen. Als wir nämlich an diesem wirklich prächtigen Sonntag dem Wald entlang marschierten, begann unser Magen langsam zu knurren. Und er knurrte noch mehr, als wir verschiedene Sonntagsausflügler Poulets braten sahen. Wenn uns jetzt jemand zum Mittagessen eingeladen hätte, hätten wir, soweit mein Gefühl recht behält, nicht mehr so schnell nein gesagt.

Nachdem wir unseren Kochkessel bei einem nahen Ferienhaus mit Wasser

gefüllt hatten, suchten wir einen Rastplatz. Sodann zündeten wir ein Feuer an und liessen das Wasser darauf warm werden. Bis das so weit war, packten wir unser Essen aus. Bald darauf erreichten wir St-Cergue, und zwei Stunden später war das ganze Lager wieder vereint. Unsere Leiter schüttelten die Köpfe, als wir unsere Entschuldigungen vorbrachten, und «putzten uns das Mösch».

Albert Bürgi

Beinahe verirrt

Annemarie, Albert, Peter, Thomas und ich bemerkten, dass hinter uns niemand mehr kam. Wir hielten an. «Die andern werden uns sicher bald folgen», meinten wir. Aber leider kam niemand mehr auf dem von uns eingeschlagenen Weg. So marschierten wir weiter. Wir gingen einem Waldweg nach, bis wir in ein Dorf gelangten. Dort musste Annemarie, die eine Wanderkarte im Rucksack trug, nachsehen, auf welchem Weg wir weitermarschieren sollten. Nach etwa einstündigem Marsch sahen wir am Berghang drei längliche, niedere Häuser. Wir gingen darauf zu. Jetzt sahen wir, dass darin eine welsche Ferienkolonie hauste. Wir baten den Leiter um Wasser und Zündhölzer. Albert füllte den Abkochkessel mit Wasser, das sonst im Jura selten zu finden war. Wir bedankten uns herzlich bei den freundlichen Welschen. Darauf wanderten wir weiter bis zu einem geeigneten Abkochplatz. Dort entfachten wir ein Feuer und hängten den gefüllten Kessel darüber. Thomas gab uns ein Päcklein Lindenblütentee, daraus brauten wir einen nicht zu süssen Tee. Uns lief das Wasser im Munde zusammen, als wir daran dachten, dass die andern Schnitzel zum Mittagessen hatten.

Nach dem Essen marschierten wir sofort weiter, denn es war uns doch nicht recht wohl so allein. Eine Stunde lang ging es durch Tannenwald, wo es angenehm kühl war. Aber dann kamen wir auf die Landstrasse. Mir wurde es ganz schwindlig von der Hitze. Endlich bemerkten wir das Dorf St-Cergue. Wir atmeten auf: endlich am ersehnten Ort. Als wir die Herberge gefunden hatten, sanken wir müde auf die Mauer, welche die Herberge umgibt.

Jetzt packte uns Mädchen das schlechte Gewissen. «Wären wir nur nicht einfach fortgelaufen!» Die Buben meinten, dass das nicht so schlimm sei. Doch wir Mädchen entgegneten: «Ein Leiter trägt die ganze Verantwortung für solch ein Lager. Wenn da auf einmal fünf Kinder verschwinden, ist das nicht gerade angenehm für ihn.» Zuletzt mussten das die Buben auch einsehen.

Plötzlich schrie Annemarie: «Sie kommen, der Boss voran!» Ich konnte ein Lachen nicht unterdrücken. Wirklich, da kamen sie, Herr Münzner mit weit ausholenden Schritten voran. Kaum hatten die andern uns gesehen, wurden wir mit Fragen bestürmt. Wir boxten uns durch die Menge und erklärten Herrn Meister, wie das alles gekommen war. Herr Meister meinte: «Ich bin mit Euch nicht sehr zufrieden.» Das begriffen wir ohne weiteres. Trotzdem waren wir froh, dass alles so gut abgelaufen war. Beatrice Meier

Sonnenaufgang in St-Cergue

Am zweitletzten Abend hatten wir freien Ausgang. Unser vier Knaben bummelten durch das Dörfchen. An einer Hausecke lasen wir: «Le plus beau panorama du monde». Das nahm uns natürlich wunder. Ein Pfeil wies uns den Weg zum Aussichtspunkt. Er führte steil den Berg hinauf. Als wir oben angelangt waren, bot sich uns ein guter Ausblick auf den Genfersee und die dahinterliegenden Berge. Inmitten der Alpenkette erhob sich der mächtige, schneebedeckte Mont Blanc.

Wir kehrten dem schönen Anblick den Rücken und trabten wieder ins Dorf zurück. Dort spielte die Musikkapelle einer Polizeirekrutenschule ein Ständchen. Wir hatten unterdessen einen Plan zurechtgelegt, den wir den lauschenden Lehrern vortrugen. Wir fragten sie nämlich, ob wir am nächsten Morgen vom Aussichtspunkt aus den Sonnenaufgang ansehen dürften. Herr Meister antwortete: «Geht nur, ich komme jedenfalls nicht mit.» Er hatte das ein wenig spöttisch gesagt, weil er glaubte, wir würden uns sowieso verschlafen. Ein paar Mädchen erfuhren von unserem Plan und wollten begeistert mitmachen.

Da die Herbergsmutter uns verboten hatte, am nächsten Morgen so früh die Türe zu öffnen, versuchten wir, durchs Fenster ins Freie zu gelangen. Wir kamen alle glücklich am Boden an. Das Fenster war ja nur im ersten Stock auf etwa drei Meter Höhe.

Am nächsten Morgen weckte mich Albert um vier Uhr. Während ich mich ankleidete, weckte Albert die Mädchen, die auch mitkommen wollten. Dabei vollführten sie in ihrem «Schlag» einen solchen Krach, dass wir uns gezwungen sahen, alleine zu gehen, bevor die Herbergsmutter einschritt. Hans, Mario und ich standen bereits im Freien, als ein verschlafener Kopf am Fenster erschien. Wir duckten uns blitzschnell hinter einen Stapel Holz, weil wir glaubten, es sei jemand von der Lehrerschaft. Es war aber nur Jörg. Bald darauf schwang sich Albert als letzter über das Fenstersims. Wir schlichen durch das Dorf. Sonderbarerweise war kein Mensch auf der Strasse. Gerade zur rechten Zeit erschienen wir auf dem Aussichtspunkt. Wie eine rotglühende Scheibe schob sich die Sonne hinter den Bergen hervor, welche in rosarotem Scheine lagen.

Nach einer Viertelstunde mussten wir uns gewaltsam von dem Schauspiel losreißen. Wir gelangten wieder über den gleichen Weg ins Zimmer, wie wir hinausgekommen waren. Ich sank auf das Lager und schlief sofort ein. Ich glaube, ich habe noch nie so gut in einem Ferienlager geschlafen wie nach diesem Ausflug.

Heini Kym

Wanderlager 1963

Müde und erschöpft kamen wir am achten Tage unserer Ferienwanderung bei der Jugendherberge in St-Cergue an, in der wir zum Übernachten angemeldet waren. Unser Leiter, Herr Meister, zeigte uns unsere Schlafräume.

Dort legten wir die Rucksäcke ab. Um sechs Uhr begaben wir uns zum Nachtessen. Es gab Schüblig und Kartoffelsalat. Nach dem Essen sagte Herr Meister, heute abend sei freier Ausgang, aber um zehn Uhr müsse jeder wieder in der Herberge sein. Es brach ein allgemeiner Jubel aus.

Mario, Albert Bürgi, Heini Kym und ich spazierten miteinander durch die Strassen von St-Cergue, bis wir plötzlich ein Schild entdeckten, auf dem stand: «Das schönste Panorama der Schweiz!» Albert machte den Vorschlag, dieses Panorama anzusehen. Wir waren damit einverstanden und stiegen die Strasse hinauf. Zuerst ging es an Häusern vorbei, bis der Weg plötzlich in den Wald führte. Nach einer Viertelstunde traten wir auf eine Lichtung hinaus. Ein prächtiger Ausblick bot sich uns hier. Vor uns erstreckten sich die Berge bis zum Horizont. Der Montblanc war mit seinen grossen Schneefeldern der mächtigste von allen. Wir konnten nicht lange bleiben, denn es dämmerte schon. Auf dem Heimweg sprachen wir davon, wie schön es wohl wäre, hier oben dem Sonnenaufgang beizuwohnen.

Auf dem Dorfplatz waren Soldaten, denen Herr und Frau Meister zuschauten. Wir fragten Herrn Meister, ob er am Morgen mit uns komme, um den Sonnenaufgang zu geniessen. Er antwortete, er komme nicht mit, so früh erhebe er sich nicht aus den Federn. Wir erzählten den Mädchen, dass wir am nächsten Morgen den Sonnenaufgang anschauen gingen. Diese wollten sofort auch mitkommen, und zuletzt waren wir eine ganze Schar. Weil die Hauswartin uns keinen Schlüssel geben wollte und die Türe bis um sieben Uhr geschlossen war, schmiedeten wir einen Plan und beschlossen, zum Fenster hinauszuspringen. Am Abend wurde noch Generalprobe abgehalten, und alle Mädchen und Knaben, die mitkommen wollten, mussten vom ersten Stock auf den Boden hinunterklettern. Wir machten ab, dass derjenige, der zuerst erwache, alle andern wecken sollte. Die Mädchen, die im zweiten Stock schliefen, mussten so leise wie möglich zu uns hinunterkommen, denn die Hauswartin durfte ja nichts merken. Mit dem Gedanken, morgen den Sonnenaufgang zu sehen, schlief ich ein.

Plötzlich wurde ich von einer Hand wachgerüttelt. Albert Bürgi war es, der sagte: «He, aufwachen, wir können keine Zeit verlieren. Zieh dich an, wir gehen inzwischen die Mädchen wecken!» Schlaftrunken zog ich mich an. Plötzlich hörte ich, wie es über mir zu poltern begann. Die Mädchen waren also wach. Heini und ich sprangen nun aus dem Fenster. Später kamen Albert und Mario dazu, und wir warteten auf die Mädchen, aber die erschienen nicht. Böse Vermutungen stiegen in uns auf. Plötzlich öffnete sich über uns leise ein Fenster, und die Mädchen schauten hinaus. Sie flüsterten uns zu, Frau Meister sei bei ihnen gewesen und habe ihnen erklärt, dass niemand die Erlaubnis habe, den Sonnenaufgang zu sehen, aber wir könnten es ja versuchen. Also gingen wir Buben hinter den Häusern herum bis zum Weg, der zur Lichtung führte. Wir kamen gerade zur rechten Zeit. Soeben stieg die Sonne über die Gipfel der Berge und überschüttete sie mit gol-

denem Rot, an dem wir uns kaum sattsehen konnten. Besonders der Mont Blanc war wunderschön mit seinen roten Schneefeldern. Schliesslich wurde die Sonne zu einer gelb-weissen Kugel. Wir zogen zur Herberge zurück, zum Fenster hinein, legten uns wieder auf die Betten und warteten den Morgen ab. Beim Morgenessen fragte mich Herr Meister in sehr strengem Ton, ob er uns nicht ausdrücklich verboten habe, den Sonnenaufgang anzusehen. Ich sagte, wir seien der Meinung gewesen, er habe es uns erlaubt. Nach dem Morgenessen hielt er uns eine Strafpredigt und sagte, wir müssten uns wegen des Lärms, den wir frühmorgens verursacht hätten, bei der Hausabwartin entschuldigen. Weil sie nur französisch sprach, musste Albert, der Älteste von allen, den Kopf herhalten. Wir schmiedeten eine Entschuldigung, gingen nachher zu der Frau, und Albert sagte sein Sprüchlein, worauf sie antwortete, es sei ja nicht so schlimm gewesen. Alle waren froh, dass es so gut gegangen war, und sagten, für dieses Abenteuer hätten sie den Tadel gerne in Kauf genommen.

Hans Gloor

St-Cergue, den 15. Juli 1963

Liebe Jane!

Da, unser neuester Streich! Gestern morgen wollten wir den Sonnenaufgang sehen. Wir waren zehn, fünf Jungen und fünf Mädchen. Keiner wusste, dass es verboten war. Von unserem Leiter, so meinten die Buben, hätten wir die Erlaubnis.

Es war halb fünf Uhr morgens, als zwei Knaben, Mario und Albert, in unseren Schlag kamen und uns weckten. Wir hatten uns am Abend warm angekleidet, so brauchten wir nur noch die Schuhe anzuziehen. So leise wie möglich tasteten wir uns hinaus in den Waschraum, wo wir Mädchen unter Kichern und Lachen uns ankleideten. Keine dachte daran, dass wir noch eine knarrende Treppe hinuntersteigen mussten, um bei den Buben aus dem Fenster zu springen. Und keine dachte daran, dass man uns im Nebenzimmer hören könnte. Susi rannte plaudernd in den Gang, bereits in ihren schweren Schuhen, und verschwand dann im «Häuschen», wo sie nach einiger Zeit kräftig an der Schnur riss. Wir erschrakten, und vor Schreck begannen wir laut zu sprechen. Als es uns bewusst wurde, war es schon zu spät, und die Hausmutter trat in den Waschraum. Ich kann Dir nicht mehr sagen, wie sie uns gescholten hat. Ich weiss nur noch, dass sie schrie: «Allez au lit, au lit, au lit!» Und ich wagte stockend eine Erklärung: «Nous voulons . . . voir . . . le . . . le . . . soleil!» (Hättest Du mir sagen können, was «Sonnenaufgang» heisst?) Dann kam auch noch die Frau des Leiters, von dem Geschrei angelockt, und ich verzog mich. Als ich zurück in den Schlag kam, herrschte Ruhe, wie wenn nichts geschehen wäre. Ich hatte gerade noch Gelegenheit, zu sehen, wie die Buben aus dem Fenster kletterten. Ich flüsterte hinunter, dass wir nicht kommen könnten, man hätte uns «entdeckt». — «Kommt trotzdem!» riefen sie herauf und verschwanden um eine Hausecke. Wir

schaute ihnen wehmütig nach — die andern waren unterdessen auch ans Fenster getreten — und wir schämten uns. Nicht einmal das hatten wir zustande gebracht!

Beim Morgenessen erzählten uns die Buben, dass es wunderschön gewesen sei. Sie hätten den Mont Blanc ganz in Rosa gesehen.

Und zum Glück war auch die Hausmutter wieder zufrieden und musste lachen, als wir uns entschuldigten.

Diesen Brief habe ich in Nyon am Strand des Genfersees geschrieben. Wir haben es hier sehr schön.

Ich hoffe, dass auch Du schöne Ferien verbringst und grüsse Dich herzlich.

Deine Eva.

Eva Müller

Beim Abkochen

Auf der Wanderung machte mir besonders das Abkochen Spass. Zuerst sammelten wir dürres Holz, damit wir ein gutes Feuer erhielten. Einige unserer Knaben und Mädchen holten das Wasser. Wenn sie eine Quelle fanden, holten sie es dort, oder dann an einem Brunnen. Jemand suchte einen dicken Stecken, damit wir den Kochkessel über die Feuerstelle hängen konnten. Die Köchin, Fräulein Nolze, kochte die Suppe. Zuerst leerte sie das Pulver in das heisse Wasser. Nachdem sie es dann verrührt hatte, hängten wir den Kochkessel wieder über das Feuer. Ein paar Knaben hatten die Verantwortung, dass die Suppe nicht überkochte. Stand man eine Weile neben dem Feuer, so kam man ins Schwitzen. Wenn der Stecken glühend wurde, leerten wir Wasser darüber, bis er nicht mehr rot war. Doch bald stieg ein herrlicher Geruch aus dem Kessel. Wir bekamen einen riesigen Hunger. Wir alle waren froh, als der Lehrer rief: «Kommt mit euern Tellern, wir wollen essen!» Es war herrlich, so in freier Natur zu speisen. Beim Geschirrwaschen kam es nicht so genau darauf an; manchmal besorgten wir das erst am Abend.

Ueli Schaub

Am Genfersee

Früh am Morgen fuhren wir mit einer Schmalspurbahn von St-Cergue nach Nyon an den Genfersee hinunter. Vom Bahnhof aus machten wir uns mit knurrenden Mägen auf die Suche nach einem Lebensmittelladen. Den fanden wir bald. Herr und Frau Meister und ein paar Knaben schnupperten im ganzen Laden herum. Wir kauften Brot, Fleisch, Früchte, Kuchen und Limonade ein. Vom Appetit getrieben, marschierten wir zum See hinunter, wo unsere Jugendherberge stehen musste. Wir kamen an mächtigen Säulen vorbei, die von den Römern her stammen.

Die Jugendherberge ist ein altes, schlossähnliches Gebäude, das von einem grossen Park, der jetzt als Campingplatz benützt wird, umgeben ist. Wir sahen zuerst unsere Zimmer an — halbe Säle mit Stuckdecken — und stürzten uns nachher in die Badehosen. Vor dem Haus führte uns ein steiler

Rasengang bis ans Ufer des Lac Léman hinunter. Wir sprangen sofort in das nasse Element. Aber bald wurde zum Mittagessen gerufen. Wir assen schon eifrig Brot und Früchte und warteten auf das Fleisch. Da, o Schreck, musste Herr Meister feststellen, dass der Aufschnitt fehlte, der wahrscheinlich im Laden vergessen worden war. Fredy und ich waren sofort bereit, den heissen Weg bis in den Laden im Laufschrift zurückzulegen, um das Vergessene zu holen. In dreiviertel Stunden waren wir wieder bei unsern Freunden zurück. Nun begann erst das richtige Mittagessen. Das Brot war bald ausgegangen, zum Glück hatten wir noch Kuchen! Trinken konnten wir, soviel wir wollten; ab und zu musste einfach wieder einer beim nahen Kiosk Mineralwasser holen. Nach diesem Freiluftdiner genossen wir den sonnigen Nachmittag am Strand doppelt: Wir träumten in die blaue Ferne hinein und badeten dazwischen nach Herzenslust. Jörg Lützelshwab

Nachtessen in Nyon

Wir kamen in Nyon an und verspürten einen grossen Hunger. Alle freuten sich riesig auf das Nachtessen. Etwa um halb sieben Uhr konnten wir uns an den Tisch setzen. Die Hausbesitzerin und ein Dienstmädchen brachten jedem einen Teller voll gute Suppe. Viele unter uns rümpften die Nase, mir hingegen schmeckte die Suppe vortrefflich, und ich freute mich schon auf die anderen Speisen. Die Hausbesitzerin brachte Platten mit Milchreis und Glasschalen mit Apfelmus gefüllt auf die Tische. Auf den Milchreis freute ich mich nicht besonders, aber auf das Apfelmus um so mehr. Nach den ersten paar Gabeln hatte ich schon genug, und ich schob den Teller beiseite. Als die Leiter merkten, dass die Platten sich nicht leerten, stand Herr Seiler auf und schöpfte jedem noch einen gehäuften Löffel voll in den Teller. Alle Kinder stöhnten am Tische und würgten die letzten paar Bissen widerwillig hinunter. Nach dem Nachtessen sollten ein paar Mädchen das Geschirr abwaschen und abtrocknen, aber vielen war es so elend, dass sie auf den Stühlen sitzen geblieben waren. Zwei andere Feriengäste halfen uns bei der Arbeit, so dass wir doch bald in die Betten schlüpfen konnten, wo wir hofften, den Milchreis endgültig vergessen zu können. Helga Kaeser

Der letzte Ruhetag

Als wir in Nyon die Jugendherberge aufgesucht und uns eingerichtet hatten, rief uns Herr Seiler, der Wanderlagerleiter, zusammen und berichtete uns, dass wir den ganzen Nachmittag frei hätten. Ein Jubelgeschrei brach aus.

Als wir uns verabschiedeten, drückte Herr Seiler jedem von uns drei blanke Einfränkler in die Hand, damit wir uns ein Mittagessen kaufen könnten. Immer drei bis fünf bildeten eine Gruppe. In unserer Gruppe waren Helga, Silvia, Liliane und ich.

Mit lautem Lachen schlurften wir mit den hohen Wanderschuhen durchs

ganze Städtchen. Vor jedem Schaufenster, welches etwas Essbares ausgestellt hatte, standen wir und studierten, was wir wohl essen möchten. Zuletzt hatte ich solchen Hunger, dass ich in den nächsten Laden lief und hundert Gramm Schinken kaufte. Ein kleines Päcklein Pommy-Chips diente mir als Stärkungsmittel und ein Karton voll Orangensaft löschte den brennenden Durst. Als jedes sein Säcklein mit Esswaren gefüllt hatte, suchten wir am See ein schönes Plätzlein, um zu picknicken. Nachmittags spazierten wir dem See entlang, bis wir an einen Landungssteg kamen, wo die Schiffe anlegen. Wir schauten dem Treiben der Schiffe zu; es war ganz interessant. Ein kleiner Stand, welcher Milch führte, lockte uns natürlich an. Ein jedes musste doch einen Becher voll kühle Milch haben, denn es war sehr warm. Wir tummelten uns noch ein wenig umher, die Zeit verging aber leider zu schnell, und so machten wir uns bald auf den Rückweg. Der Weg war weit, aber wir kamen doch zur rechten Zeit in die Jugendherberge zurück.

Hei, hatten wir einen Hunger! Es gab Milchreis und Apfelschnitzli, dazu noch kalten Tee. Das Essen war leider nicht so, wie wir es gewohnt sind. Unsere Buben mussten fast das meiste essen, denn unser Lehrer sagte zu uns, man könne doch die vollen Platten nicht zurückgeben; es mache sich nicht gut. Nach dem Essen spazierten wir noch einmal zum See hinunter. Zu unserer grossen Freude liess Herr Seiler noch drei Raketen steigen, was besonders schön war, weil es schon dunkelte. Nach einer Weile gingen wir zur Jugendherberge zurück. Es ging dann ganz lustig zu; wir machten Spiele, lachten wegen einiger lustiger Witze und sangen schöne Lieder, welche begleitet wurden von Helgas Gitarrenklängen. Wie immer ging die Zeit viel zu schnell um, und wir mussten ans Schlafen denken. Es war zehn Uhr, als wir uns zur Ruhe legten; am andern Morgen sollten wir ja wieder nach Hause fahren.

Aber diese letzte Nacht schwatzten wir noch lange, bis uns vor Müdigkeit die Augen zufielen. Ich träumte über unsere schöne Ferienzeit, denn es war wunderbar.

Lilli Glauser

Ausklang

«Guete Tag, Maitli, händ er guet gschlofe?» Endlich hat uns Herr Meister erlöst mit seinem wohlbekanntem Morgengruss. Im Nu sind wir aufgestanden, und wir vollführen einen solchen Krach, dass selbst die Langschläferinnen erwachen. Wir müssen schliesslich heute, am letzten Tag, noch einmal alles, was zu einem Lager gehört, so richtig geniessen. Auf dem Weg in den Waschraum trauen wir unsern Augen kaum. Das ist zuviel! Die Knaben sind schon im See drunten gewesen! Wir spielen die Entrüsteten, obwohl ich nicht sicher bin, dass ich es fertiggebracht hätte, in das kalte Wasser zu tauchen. Doch wegen Zeitmangels und vor allem weil die Laune viel zu gut ist, vergessen wir rasch, was uns angetan worden ist. Unter Lachen und Scherzen waschen wir uns, allerdings nicht sehr gründlich, den grössten Teil

des ach so kalten Wassers verspritzen wir. Schnell packen wir nachher unsere Rucksäcke, was nicht sehr sorgfältig geschieht; nur ein Problem haben wir: wie soll man die hübschen Schwanenfedern verstauen, damit sie auf der Reise keinen Schaden nehmen? Die Zeit reicht gerade noch zu einem kleinen Spaziergang zum See hinunter; dann versammeln wir uns im Essraum. Herr Meister und Herr Münzner haben sich die Mühe genommen, auszurechnen, wie lang unser Weg gewesen sei. Ungefähr 130 Kilometer haben wir zurückgelegt. Wir sind schrecklich stolz, besonders die Jüngsten. Wir bewundern und beneiden die Glücklichen, die die ganze Zeit ohne ein einziges «Pflästerli» ausgekommen sind. Herr Meister hat sich wieder gesetzt, und wir beginnen zu essen und zu plaudern. Aber — was ist denn mit Albert los? — wahrhaftig, er schickt sich an, eine Rede zu halten. Er bedankt sich im Namen aller für das ganze Lager. Unsere Leiter sind gerührt, wir sind erstaunt; so etwas ist noch nie vorgekommen. Nach dem Essen waschen wir mit vereinten Kräften Geschirr ab, möglichst rasch, denn wir wollen noch das Museum besuchen. An hübschen Parkanlagen, dem Institut, an dem Herr Münzner einst unterrichtete, und grossen Säulen aus der Römerzeit vorbei marschieren wir gegen das Museum, das ein altes bernisches Vogteischloss ist. Da ja Nyon früher einmal eine bekannte Porzellanfabrik besass, ist sehr viel Geschirr ausgestellt. Gedecke für grosse Gesellschaften, mit Gold verzierte Geschirre, buntes, handgemaltes Porzellan, eine Fülle, an der man sich nicht sattsehen kann. Sehr verlockend sehen die uralten Fahrräder aus, die aber zu ihrem Glück angekettet sind. Noch viele andere Dinge hätte es zu sehen gegeben, aber viel zu früh rief uns Herr Meister zusammen. Nach einem Spaziergang erreichen wir den Landungssteg unseres Schiffes, das sich schon langsam dem Ufer nähert. Schnell haben wir uns darin häuslich eingerichtet. Es ist herrlich, zuvorderst im Schiff zu stehen und sich vom Winde die Haare zerzausen zu lassen! Wie immer und überall sangen wir, was unsere Mitpassagiere sehr zu freuen schien. Wir haben noch etwas Geld und können es uns daher leisten, auf dem Schiff zu essen. Das Essen ist wunderbar, und niemand bereut es mehr, dass wir, wie wir es zuerst im Sinne hatten, den Rest des Geldes nicht für einen zusätzlichen Tag in Nyon verwendet haben. Kurz bevor wir aussteigen müssen, können wir noch einen Blick von der Expo erhaschen. Am frühen Nachmittag steigen wir aus und legen noch die letzte Strecke zu Fuss zurück. Unser Weg führt steil hinauf durch die Weinberge, an Bundesrat Chaudets Haus vorbei, zum Bahnhof Chexbres. Die brütende Hitze und der steile Weg setzen uns sehr zu, so dass wir froh sind, dass wir uns im Zug ausruhen können. Nach einer langen, lustigen Fahrt nähern wir uns immer mehr unserem Ziel, und unsere gespielte Abschiedstrauer ist riesengross. Wir sind uns alle einig, das Lager war grossartig, und wir sind allen jenen dankbar, die es uns ermöglicht haben, einen Teil unserer Ferien auf diese vergnügliche und gesunde Art zu verbringen.

Annamarie Brogle